



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Der 10. November 1859.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der 10. November 1859.

Was Schiller war, wird heute so vielseitig erörtert werden, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf eine andre Frage richten: was bedeutet für uns das heutige Fest? Die Feier eines großen Todten gilt immer den Lebendigen, sie ehren sich selber, sie sprechen ihre eignen Bedürfnisse und ihren eignen Be-
 flugstand aus. Schiller ist ein großer Dichter, dem nie Ehre genug angethan werden kann, aber die Aufregung, die heute wie ein elektrischer Funken über den gesammten Erdkreis zuckt, muß doch noch einen andern Sinn haben.

Zunächst feiern wir in Schiller den Vertreter unsres goldenen Zeitalters, jenes Zeitalters, welches die griechische Einheit von Denken und Empfinden durch Kunst und Philosophie wieder herzustellen trachtete. Von diesem all-
 gemeinen Streben ist keiner unsrer Dichter so tief durchdrungen gewesen als Schiller, der zwischen Kant und Goethe vermittelt, dessen philosophische Studien der Kunst gedient haben und dessen Poesie die Welt der Ideen verför-
 per hat. Dieses goldne Zeitalter ist nur scheinbar ein vergangenes. Man ist zuweilen daran irre geworden: in unserm Dichten und Trachten nimmt die Politik einen breiten Raum ein, die materiellen Interessen haben einen ge-
 deihlichem Boden gefunden, in der Religion hat man andere Pfade gesucht. Es ist aber ein ganz falsches Vorurtheil, als ob ein großes geistiges Interesse das andre verdrängen müßte, im Gegentheil fördert jedes aufrichtige, hin-
 gebende Streben nach einer bestimmten Seite hin, das verwandte Streben nach der andern, und wir, die wir all erdings mit Staatsrecht, Gemeindeord-
 nung, mit den positiven Wissenschaften und mit der materiellen Seite des Lebens viel mehr zu thun haben als unsre Großväter, wir hegen zugleich mit einer viel wärmern Andacht die Schätze einer schönen Vergangenheit. Wie unendlich seit den letzten sechzig Jahren die Theilnahme für Schiller und

Goethe gewachsen ist, darüber kann der Baron Cotta die beste Auskunft geben. Vor sechzig Jahren bildeten die Freunde der schönen Literatur eine exklusive Gesellschaft, heute gehört dazu das ganze Volk. Und man begnügt sich nicht, die unsterblichen Dichtungen jener Tage zu studiren und sie dem Gedächtniß einzuprägen, man verräth auch ein menschliches Interesse für die Poeten und ihre Schicksale. Wer irgend im Stande ist, uns über ihr Leben, ihre Verhältnisse, ihre Ideen einen neuen Aufschluß zu geben, der wird mit dem lebhaftesten Danke begrüßt, und der Eifer geht so weit, daß wir in dem kleinen Leben jener Tage beinahe mehr zu Hause sind, als in den unsrigen. Das ist keine Romantik, sondern nur die gerechte Anerkennung, daß jene Periode für unsre Bildung die wichtigste war.

Unsrer schönen Literatur verdanken wir zuerst die Anerkennung des Auslandes. So gleichgiltig sich der patriotische Stolz über diese Anerkennung der Fremden aussprechen mag, es ist doch von der höchsten Wichtigkeit, denn das gesunde Selbstgefühl einer Nation, wie eines Individuums, ist nicht ganz unabhängig von dem Umstand, daß sie nicht erst nöthig hat andern gegenüber ihren Werth zu erweisen. Der Credit hat auch in der moralischen Welt seine volle Geltung. Im letzten Heft der revue de deux mondes gesteht ein geistvoller Kritiker zu, die Deutschen hätten in allen wahrhaft geistigen Dingen die Initiative gehabt. Das ist sogar zu viel gesagt, aber es ist nicht etwa eine vereinzeltete Stimme, sondern eine Meinung, die mehr und mehr Boden gewinnt. Es ist eben ein Adels- oder Creditbrief.

Die schöne Literatur des vorigen Jahrhunderts hat unter allen geistigen Bewegungen, welche unser Selbstgefühl und unsre äußere Anerkennung gesteigert haben, den ungeheuern Vorzug, daß sie vereinigt, anstatt zu trennen. Das ist z. B. ein Vorzug vor der Reformation, die im übrigen den Segen der spätesten Enkel verdient. Und gerade in ihrer Ferne liegt jetzt ihre versöhnende Kraft. Als Schiller und Goethe noch lebten, gab es im Lager der Heiligen Hader und Zwiespalt genug; jetzt steht uns das ganze Zeitalter wie ein wundervoll einheitliches Gemälde in glänzenden Farben gegenüber. In politischer wie in religiöser Hinsicht sind wir leider noch getrennt wie früher, aber von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, durch alle fünf Welttheile, so weit der uralte germanische Wandertrieb unsre Landsleute zerstreut hat, fühlt jeder Deutsche sich stolz gehoben, wenn man den Namen Goethes

und Schillers nennt. Verfeindet mit der Obrigkeit, unzufrieden mit der Menge, aus der Heimat verbannt, ohne äußern Schutz gegen die Anmaßungen des Ausländers: ich bin ein Landsmann Goethes und Schillers, das ist mein Adelsbrief! Man sieht, daß die Freudenfeuer diesseit und jenseit des Oceans kein bloßes Kinderspiel sind.

Was war der wahre Inhalt des Zeitalters, als dessen Repräsentanten wir Schiller verehren? — Es war der Begriff der Humanität, der Glaube an die Wirklichkeit und an die Einheit des Guten und Schönen, die Ueberzeugung, daß die Erde eine Wahrheit ist, daß die Ideale auf ihr wachsen, wie die Blumen des Frühlings, daß der Himmel über ihr steht, aber nicht außer ihr; daß die Menschen, nach Gottes Ebenbild geschaffen, das Recht und die Fähigkeit haben, das Göttliche aus der eignen Brust zu schöpfen. Dies war der Glaube, dem unsre Dichter und Denker ein reiches und schönes Leben weiheten, der ihnen Kraft gab, immer neu zu schaffen, der ihr Leben befeeligte und ihre Werke verklärte. — Diesen Glauben hat man uns zu verkümmern gesucht, man hat, um den Himmel zu bereichern, die Erde wieder arm machen wollen, man hat das Göttliche dem Menschlichen entgegengesetzt, den unbekanntem Gott in ein finstres Dunkel verbannt, und die höchsten, ja die heiligsten Erregungen des Herzens gebrandmarkt. Gegen diese Anmaßungen einer lichtscheuen Junft ist das Schillerfest ein lebendiger Protest des deutschen Volks.

Warum ist Schiller von unsern Dichtern der populärste? Auch seine Feinde, die Romantiker, haben es sehr gut gewußt und ihn deswegen grimmig gehaßt: weil er den sittlichen Kern des deutschen Volkslebens zu treffen und mächtig zu erregen wußte. Er selbst verstand sich nicht immer, er bemühte sich zuweilen, wetteifernd mit Jenen Kunststücke zu machen in der Weise der Griechen oder Spanier; aber was von ihm fortlebt in dem Herzen des Volks, das hat er aus dem Herzen des Volks geschöpft. Andre Nationen, z. B. alle romanischen, haben ihre Freude am Klang, am bloßen Spiel der Phantasie, am Wis: der Deutsche wird wahrhaft nur dann erregt, wenn sein Gemüth ins Spiel kommt, und zwar sein Gemüth in den allgemeinen Beziehungen des wirklichen Lebens. Niemand wird leugnen, daß die individuellen subjectiven Regungen des Gemüths bei Göthe eine viel reichere Nahrung finden als bei Schiller, daß sein Lied der Liebe, selbst sein Lied der Freiheit in viel

reicheren Modulationen spielt: aber das Gemüth objectiv in die wirkliche Welt des Lebens zu projiciren, hat er nur selten versucht. Daß er es freilich vermochte, zeigt „Hermann und Dorothea“. Das deutsche Gemüth ist, wo es nicht irre geleitet wird, ernst bis zum Argwohn, nur dem Gläubigen gibt es sich hin, aber diesem unbedingt. Freilich war Schiller nicht bloß ein Gläubiger im vollsten Sinne des Wortes, sondern auch ein großer Dichter, der Glaube allein würde es nicht thun.

Der nationalste Dichter der Deutschen ist nicht derjenige, der die mittelalterlichen Rüstungen am deutlichsten malt, sondern derjenige, der den ethischen Kern des Volkslebens am kräftigsten berührt. Man hat den Deutschen die Fähigkeit zur Politik abgesprochen und bis jetzt haben sie sich freilich ungeschickt genug auf diesem Felde bewegt; sie können nicht anders handeln, als aus vollem Gemüth heraus, im Zwange des Glaubens. Sich schnell in die Zustände zu finden und nach ihnen das Maaß des Handelns zu nehmen, ist ihre Sache nicht. Aber stellt ihrem Gemüth das Verhältniß des Guten zum Bösen sinnlich, handgreiflich vor, daß sie sehen und glauben; schlägt die Saite an, die in dem ganzen Pulsschlag ihres Herzens widerklingt, so wird es an Muth, an Aufopferung und an Entschlossenheit nicht fehlen und es wird, im Gegensatz zu den romanischen Völkern, die heute ein Haus aufrichten, um es morgen einzureißen, jene zähe Ausdauer der bürgerlichen Arbeit hinzukommen, die bereits Welttheile für die Kultur erobert hat. Auch dieser Gedanke, der kein flüchtiger Traum, sondern ein unerschütterlicher Glaube ist, möge das Schillerfest beleben.

J. E.